



Sammeln, was die Natur hergibt.

Kanton

- das vergessene Atoll

Wo verbringt man eine Zyklonsaison im Pazifik, wenn man nicht wie die Mehrzahl der Yachten nach Neuseeland oder Australien segeln möchte? Michaela und Volker Kissling entscheiden sich für das abgelegene Atoll Kanton. Vier Monate verbringen sie mit ihrer Yacht LA GITANA, einer Amel Maramu, auf dem ehemaligen Militärstützpunkt mit seinen Ruinen, der alles andere als ein Südseeparadies ist. Text und Fotos: Dr. Volker Kissling



Unsere Ankunft in Kanton blieb nicht unbemerkt. Bereits als wir den Pass mit dem alten, nicht mehr funktionsfähigen Leuchtturm passierten, winkten uns einige Kinder zu. Nun wartet ein Handvoll der Bewohner Kantons auf der alten Militärpier neugierig darauf, dass wir an Land kommen. Zu unserem Ankerplatz können sie nicht herauskommen, denn – so unglaublich es auch klingen mag – auf Kanton gibt es kein Boot oder gar ein Segelkanu.

Auf Kanton gibt es keine Strom- oder Wasserversorgung, kein Telefon, kein Fernsehen, keine Autos. Die einzige Verbindung zur Außenwelt ist ein altersschwaches SSB-Radio. Die einzige Unterhaltung ist die Musik, die die Bewohner auf ihren Gitarren spielen. Einen Laden oder Markt sucht man vergeblich. Die Menschen leben von den wenigen hier gedeihenden Nutzpflanzen wie Papaya, Brotfrucht und Kokospalmen sowie dem außergewöhnlichen Fischreichtum der Lagune. Für alles andere ist man auf das Versorgungsschiff angewiesen, das jedoch nur vier- oder fünfmal im Jahr Kanton anläuft.

Ein Katechist als Seelsorger der katholischen Kirche, ein Polizist, ein Zimmermann, ein Meteorologe, ein Krankenpfleger und eine Lehrerin leben zu dem Zeitpunkt unserer Ankunft mit ihren Familien in dieser Abgeschlossenheit, die selbst für pazifische Verhältnisse außergewöhnlich ist.

Dreizehn Erwachsene, drei Jugendliche und vierzehn Kinder sind die einzigen Menschen auf Kanton. Mit

Ausnahme des Katechisten kam keiner der Bewohner freiwillig nach Kanton. Sie wurden von der Regierung hierher entsandt, um eine Präsenz im Phönix-Archipel, zu dem das Atoll gehört, aufrechtzuerhalten. So soll vermieden werden, dass illegale Fischer die geschützte Lagune Kantons als Verladestation nutzen.

Eigentlich werden die Regierungsangestellten für einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren verpflichtet. Doch Kanton ist weit weg vom Regierungssitz und so werden aus drei Jahren schnell viele mehr, bevor sich eine „Ablösung“ einfindet. Rekordhalter auf Kanton ist Riino, der Meteorologe und Postbeamte. Der am grauen Star erkrankte und fast blinde Sechzigjährige lebt seit zehn Jahren auf Kanton. Seine erste Frau ist hier gestorben und beerdigt. Inzwischen hat er die jüngere Schwester seiner Frau geheiratet und eine Enkeltochter als Ziehkinder zu sich genommen. Riino lebt gerne auf Kanton, möchte gar nicht mehr fort von hier. So kämpft er alle paar Jahre um eine Verlängerung seines Vertrages.

Ganz anders Marotita, der Polizist. Ihn hat es vor fünf Jahren nach Kanton verschlagen. Sein jüngster Sohn ist hier geboren. Ganz ohne Krankenhaus und medizinische Versorgung wurde er mithilfe von Naniseni, dem damals achtundsechzigjährigen Krankenpfleger zur Welt gebracht. Marotita möchte Kanton endlich verlassen, doch die Ablösung lässt auf sich warten. Seit Monaten findet die Regierung in Tarawa niemanden, der Marotitas Posten einnehmen möchte. Freiwillig und

ohne Gegenwehr lässt sich kaum ein i-Kiribati, wie sich die Einwohner von Kiribati bezeichnen, in die Einöde Kantons versetzen.

Marotita ist nicht nur Polizist, sondern auch Zöllner und Einwanderungsbeamter in Personalunion, denn Kanton ist ein offizieller Port of Entry für die Republik Kiribati. Wir erledigen die wenigen Formalitäten am einzigen Tisch mit Sitzgelegenheit, der auf Kanton zu finden ist. Er steht auf dem Gelände um die Pier, vor der wir ankern. Hinter uns droht ein alter Hangar aus verrostetem Wellblech demnächst einzustürzen. Ein paar grob aus Holzabfällen zusammengezimmerter Hütten stehen windschief in der sengenden Äquatorsonne. Der karge Boden aus Korallengestein ist übersät von rostigem Schrott.

Kanton ist alles andere als ein klassisches Südseeparadies. Das amerikanische Militär hat bei seinem Abzug einfach alles zurückgelassen. Niemand weiß, welche chemischen Zeitbomben sich in den zahllosen rostigen Stahlfässern mit den verwitterten Aufschriften befinden. Das Betreten der vom Einsturz bedrohten Ruinen ist lebensgefährlich. Überall liegen Glasscherben, scharfkantige Metallsplitter und Nägel herum. Und doch erweist sich der allgegenwärtige Schrott heute als Glücksfall für die Bewohner Kantons. Sie nutzen ihn als Baumaterial und Rohstoff.

Der Tisch, an dem wir unsere Einklarierungspapiere ausfüllen, gehört zu Nanisenis Hütte. Wie alle Bewohner Kantons spricht er gut Englisch. Er erklärt uns, dass

die Hütten an der Pier nur benutzt werden, wenn die Ankunft des Versorgungsschiffs erwartet wird. Sonst leben alle sechs Familien im „Dorf“, dem ehemaligen militärischen Hauptquartier, welches vier Kilometer von der Pier entfernt liegt. Nur dort gibt es zwei Brunnen, in denen Süßwasser vorhanden ist. Alle anderen Brunnen auf Kanton sind brackig und das Wasser bestenfalls zum Wäschewaschen geeignet.

Die Sonne steht bereits tief und scheint unter dem weit herabgezogenen Dach in die Mwaneaba, die traditionelle Versammlungshalle von Kiribati hinein. In unserem Rücken donnert die Dünung des Pazifiks auf das



Der beständige Passat zersaust die Palmen.



Die Kinder stehen rund um die Uhr im Mittelpunkt.



Kinderglück unter schwierigen Bedingungen.

Außenriff des zerbrechlichen Atolls. „Besucher kommen immer vom Meer“, erklärt uns Paeniu, der Zeremonienmeister, als er uns unseren Platz auf der Ozeanseite der Mwaneaba zuweist. Die Matte, auf der wir uns im ungewohnten und unbequemen Schneidersitz niederlassen, ist aus getrockneten Pandanusblättern handgeflochten. Uns gegenüber haben die dreißig Bewohner Kantons Platz genommen. Die Männer und Oberhäupter der sechs Familien sitzen innerhalb der Pfostenreihe der Mwaneaba. Frauen und Kinder haben ihren Platz in respektvollem Abstand im äußeren Bereich der offenen Halle. Es ist still und alle warten geduldig, bis Paeniu die Willkommensfeier eröffnet, mit der wir in die kleine Dorfgemeinschaft aufgenommen werden.

„Kam na Mauri“, willkommen, schallt es uns entgegen, als die Bewohner Kantons drei Lieder in der für Mikronesien charakteristischen Mehrstimmigkeit anstimmen. Ergriffen lauschen wir dem Südseeesang. Tarome und Mwanuia, zwei junge Mädchen überreichen uns die Willkommensgeschenke: aus Kauri-Muscheln angefertigte Ketten mit sternförmigen Anhängern. Auf einem wackeligen Holzgestell wartet ein Buffet. Chinesische Instant-Nudeln mit Corned-Beef, Reis, frit-

tierte Brotfrucht, die größten Langusten, die wir jemals gesehen haben und natürlich Fisch, Fisch, Fisch. Doch bevor wir uns als Ehrengäste als Erste bedienen dürfen, brechen die Bewohner mit einer Vorstellungsrunde das Eis. Dabei entpuppt sich vor allem Naniseni als Stand-Up-Comedian erster Güte. Sein Lied führt ringsum zu Lachanfällen und auch wir, obwohl wir kein Wort verstehen, wischen uns die Tränen aus den Augen.

Die zu Beginn der Willkommensfeier herrschende Ruhe und hierarchische Ordnung ist verflogen. Die Pandanus-Matten, auf denen wir uns zusehends wohler fühlen, werden zurechtgerutscht und es kommt uns vor, als wären wir schon immer hier gewesen. Es sollte nicht das letzte Fest sein, das wir mit unseren neuen Freunden feiern.

Es ist heiß auf Kanton, verdammt heiß. Unbarmherzig brennt die Äquatorsonne jeden Tag auf das karge Atoll. Die einzige Abkühlung ist der beständige Passat, der häufig bis zu 25 Knoten erreicht. Mit unseren Bordfahrrädern radeln wir ins Dorf. Die Straße ist asphaltiert und noch in erstaunlich gutem Zustand. Links und rechts passieren wir Militärruinen: das Skelett eines alten Kraftwerks mit vier enormen Dieselgeneratoren, einen

Luftschutzbunker, das ehemalige Lazarett, von dem nur noch drei Seitenwände stehen, und den Turm mit der großen Satellitenschüssel.

„Come here, have a seat, have a tea!“, schallt es uns entgegen, kaum dass wir das Dorf erreicht haben. Jedes Haus steht uns offen, wir sind überall willkommen, ja, wir gehören zur kleinen Gemeinschaft der Bewohner Kantons.

Wir nehmen die Einladung von Toanateiti und Burannang gerne an. Toanateiti ist hier die Lehrerin. In einem alten Hangar unterrichtet sie die auf sechs Klassen verteilten 14 Kinder, darunter ihre drei Söhne. Die Regierung von Kiribati zahlt ihr dafür 2.800 Euro. Im Jahr wohlgemerkt, nicht im Monat! Burannang fuhr früher auf Schiffen der deutschen Reederei Hamburg Süd zur See. „Moin, moin“, lacht er, als wir uns setzen.

Schnell kommt das Gespräch aufs Wetter, auf Kanton ein alles andere als belangloses Thema. Seit Monaten hat es nicht mehr geregnet und die Wasserknappheit verschärft sich zusehends. Die Regenwassertanks, alte



Mittagsruhe.



Kleine Ladies.

Ölfässer und Dieseltanks, sind schon seit Langem leer. Auf Atollen wie Kanton gibt es kein Grundwasser. Die Brunnen speisen sich aus einer dünnen Schicht Süßwasser, das im porösen Korallengestein auf dem schwereren Salzwasser schwimmt. Bleibt der Regen aus, fehlt der Nachschub an Süßwasser. Die Dürre dauert nun schon so lange, dass auch das Wasser in den beiden verbliebenen Süßwasserbrunnen langsam brackig wird.

Die ohnehin spärliche Vegetation leidet bereits massiv unter dem Wassermangel. Der letzte Papayabaum ist vor einigen Wochen eingegangen und von den überlebensnotwendigen Brotfruchtbäumen, den einzigen Stärkelieferanten auf Kanton, ist nur noch einer am Leben. Ein Drama bahnt sich an. Bei jedem Besuch bringen wir Trinkwasser von unserem Wassermacher mit.

Im Gegensatz zu uns nehmen Toanateiti und Burannang die Dürre relativ gelassen. „Wir sind alle in Gottes Hand“, bemerken sie achselzuckend und berichten von der letzten Dürreperiode. Damals kam zu allem Überfluss auch noch das Versorgungsschiff um Monate zu spät und sie ernährten sich über sechs Wochen nur von Fisch und Kokosnüssen. Zu trinken gab es nur noch brackiges Wasser aus den Brunnen. Ein Wunder, dass niemand Mangelkrankheiten zum Opfer fiel.

Wir werden bei Riino, dem Meteorologen vorstellig. Seit zehn Jahren meldet er jeden Tag per Kurzwelle das aktuelle Wetter nach Tarawa. Doch auch er kann uns nicht sagen, wann mit der nächsten Regenperiode zu rechnen ist. Wie auch? Seit Jahren schätzt er die Luftdruck-, Luftfeuchtigkeits- und Temperaturwerte sowie die Windgeschwindigkeit nur noch. Alle seine Instrumente sind seit langem defekt.

Tamala sitzt auf der Buia vor dem Kerosinkocher und bereitet das Mittagessen zu: frischer Fisch in Kokosöl gebraten mit Reis. Seit sie als junge Frau an einer schweren Meningitis litt, ist Tamala taub. Sie liest von unseren Lippen ab. Auf Englisch! Als sie uns lächelnd zum Essen einlädt, blitzen große Zahnlücken auf. Wenn man auf Kanton Zahnschmerzen bekommt, bleibt nur die Extraktion des Übels.

Wir nehmen auf der Buia Platz. Die Buia ist eine erhöhte, überdachte Plattform, durch die der Passatwind streicht. Auf ihr lässt sich die Hitze des Tages am besten aushalten. Die Buia ist Sitz-, Ess- und Schlafgelegenheit und ersetzt in Kiribati sämtliche Möbel. Sie ist der Dreh- und Angelpunkt des Lebens auf Kanton.

Die Bewohner Kantons besitzen nicht viel. Und das wenige, das sie haben, wird gern und großzügig geteilt. Auch wir teilen, was wir an Bord entbehren können. Die Batterien von Nanisenis Taschenlampe sind leer, Toanateiti ist das Mehl ausgegangen, Paeniu benötigt eine Säge, Ioanes eitrige Entzündung muss mit Antibiotika

behandelt werden, Kaitu hat seine letzte Angelleine verloren. Bei jedem unserer Besuche im Dorf haben wir für die Menschen unerreichbare Sachen im Rucksack. Es ist frappierend, wie hoch der Atollwert einfachster Gegenstände ist, wenn es keinen Laden gibt.

Auch Burannang, der Nachbar, gesellt sich zum Mittagessen auf der Buia dazu. Schnell dreht sich das Gespräch um die nächsten Events: Zu Ostern ist ein großes Fest geplant, ein Ausflug mit Picknick auf die jenseits des Passes gelegene „British Side“ will organisiert sein und für das Barbecue an der Pier muss noch der Termin festgelegt werden. Wer glaubt, dass es auf einem einsamen Atoll langweilig wird, der irrt.

Wenn sich nach dem Essen alle längs auf der Buia ausstrecken, ist die Zeit für Geschichten gekommen. Wie die von der samoanischen Prinzessin, die von einem Fischer nach Kiribati entführt wurde. Aus Angst, dass sie von rachsüchtigen Samoanern entdeckt werden könnte, verwandelt sie sich tagsüber in eine Ratte und wird nur nachts zur strahlenden Prinzessin.



Fisch, Fisch und nochmals Fisch.

Als sich Michaela mit den Frauen in eine Ecke der Buia zurückzieht, um lokales Kunsthandwerk aus Kauri-Muscheln herzustellen, hat Paeniu eine Idee: „Warum lässt du dich nicht bei der Regierung als Hausmeister anstellen, dann könnt ihr länger auf Kanton bleiben“, fragt er mit einem verschmitzten Grinsen. So abwegig ist die Idee nicht. Wir könnten noch ewig auf Kanton bleiben. Und dank unseres Bordwerkzeuges bin ich zum Reparatteur auf Kanton avanciert. Während Michaela mit den Frauen Kunsthandwerk herstellt, Kuchen und Kekse backt oder einfach nur Geschichten erzählt, flicke ich einen Wassertank mit Glasfasermatte oder einen Wasserkessel mit Epoxid, löte den Wackelkontakt an einer Lampe oder tausche den Tragbalken einer maroden Hütte aus. Kaputt ist hier immer etwas und Ersatz ist kaum zu beschaffen. Ein Paradies für Heimwerker. Gegen 17 Uhr löst sich die gesellige Runde auf der Buia auf. Der einzige unumstößliche Termin des Tages steht an: Die Männer müssen zum Toddy-Schneiden in die Palmen steigen. Wenn sie nicht jeden Morgen und Abend den Blütenstand neu anschneiden, versiegt der süße Pflanzensaft, der in Kiribati als Zuckerersatz und in gärendem Zustand als Backtriebmittel und berauschendes Getränk unentbehrlich ist. Der Außenborder ist verstummt und die Wellen plätschern gegen die Gummihaut des Dingis. Eine gute See-



Zubereitung des Festmahls.



Tamala.

meile von Kanton entfernt treiben wir auf der lang gezogenen Düne des Pazifiks. Auf dem Boden des Dingis liegt ein Gewirr aus Angelleinen und Ködern sowie das Objekt unserer Begierde: fünf prächtige Gelbflossen-Thunfische. Mein Begleiter Paeniu strahlt, als er die bisherige Ausbeute betrachtet.

Der wöchentliche Fischzug in unserem Dingi mit einem der Männer von Kanton ist inzwischen Usus geworden. Beide Seiten profitieren von den regelmäßigen Ausflügen aufs offene Meer. Ohne eigenes Boot ist es für die Bewohner Kantons die einzige Möglichkeit, an die begehrten Thunfische heranzukommen. Für mich ist es eine einmalige Gelegenheit, von den Erfahrungen der geschickten Fischer zu lernen, die nichts dem Zufall überlassen.

Bereits am Vorabend beginnt die Vorbereitung. Gemeinsam mit dem Inselältesten und erfahrensten Fischer Naniseni saß Paeniu im Licht einer Petromax-Lampe zusammen und wählte die erfolgversprechendsten Federn der zwei Hähne auf der Insel aus. Es ist eine Ehre für mich, dabei sein zu dürfen, denn eigentlich werden die Geheimnisse erfolgreichen Fischens streng gehütet und nur in der Familie weitergegeben. Mit alterszittigen Händen bindet Naniseni drei Federn unterschiedlicher Länge und Farbe zu einem Köder. Werkzeug besitzt er keines. Der aus einem angeschwemmten Festmacher

herausgetrennte Faden wird kurzerhand mit den Zähnen abgebissen. Wir beschließen, Naniseni morgen eine Kombizange aus unserem Bordbestand zu schenken.

Während wir Männer an den Ködern basteln, sitzen die Frauen und Kinder auf der anderen Seite der Buia und spielen Canasta. Fischen ist Männersache, die Frauen sind für die Verarbeitung der Fische zuständig.

„Don't lie with your wife the night before you go fishing!“, flüstert mir Naniseni als weiteres Geheimnis der Kiribati-Fischer zu. Manchmal bin ich mir nicht sicher, ob er mich auf den Arm nehmen möchte. Andererseits begleiten uns auf unseren Angelausflügen zahlreiche Talismane und Glücksbringer: von der Gummiente über Tabakstückchen und Ketten aus bestimmten Pflanzensamen bis hin zur Trinkkokosnuss für den Fall, dass der Außenborder vielleicht versagt und wir abgetrieben werden.

Offensichtlich haben wir heute die richtigen Köder und Glücksbringer dabei. Eine knappe Stunde nachdem wir bei Sonnenaufgang durch den Pass gefahren sind, liegen bereits 100 Kilogramm bester Thunfisch im Dingi. In unserer Angelpause frage ich Paeniu etwas, was ich schon lange fragen wollte: Fühlt er sich nicht einsam und verloren, wenn er darüber nachdenkt, auf welchem winzigem Eiland in welchem riesigem Ozean er hier lebt? Nur Wasser um ihn herum und keine Menschen weit und breit?

Er lacht und gibt zu, dass es für ihn tatsächlich ein komisches Gefühl war, als er auf Kanton ankam. Zehn Tage dauerte die Schiffspassage von Tarawa hierher und machte die Unendlichkeit des Pazifiks erfahrbar. Doch er ist überzeugt, dass die Menschen auf Kanton trotz der Isolation ein besseres Leben haben als die 50.000 i-Kiribati, die sich auf dem hoffnungslos überbevölkerten Tarawa drängen. Dort sind die Lagune und der umgebende Pazifik leergefischt. Fisch muss teuer gekauft werden, doch kaum jemand verfügt über Geld.

Hier auf Kanton muss man dagegen vorsichtig sein, wenn man einen blanken Haken ins Wasser hängt. Keine zwei Minuten dauert es, und schon hat ein prächtiger Schnapper oder Zackenbarsch abgebissen. Hier gibt es so viel Fisch, dass alle Familien von Kanton säckeweise gesalzenen Trockenfisch herstellen, den sie zu ihrer weitverzeigten Verwandtschaft nach Tarawa senden. Entwicklungshilfe à la Kiribati.

Bei unserer Rückkehr in die Lagune wartet das halbe Dorf auf uns. Jetzt sind die Frauen an der Reihe. Sie nehmen den Fisch in Empfang und sortieren ihn nach Größe und Art in sechs Haufen. Acht Gelbflossen-Thunfische, ein Wahoo, mehrere große Stachelmakrelen und ein kleiner Hai. Teilen ist ein elementarer Bestandteil der Kultur von Kiribati und jede Familie erhält den gleichen, gerechten Anteil.



Aller Anfang ist schwer.

Das Versorgungsschiff hat seine Abfahrt wieder einmal verschoben und die Lebensmittel werden langsam knapp auf Kanton. Die „Nei Matangere“, ist gestern mit Ziel Kanton ausgelaufen. Da eine ihrer zwei Maschinen ausgefallen ist, wird es jedoch noch knapp zwei Wochen bis zur Ankunft dauern.

Im Dorf bricht hektische Betriebsamkeit aus. Die Frauen wollen die Springtide bei Vollmond nutzen, um nach Seegurken zu suchen, der einzigen Einkommensquelle auf Kanton. In kilometerlangen und beschwerlichen Märschen werden sie bei Niedrigwasser das Außenriff nach den begehrten Stachelhäutern absuchen. In Tarawa zahlen chinesische Händler gutes Geld für die Riffbewohner, die in Asien als Aphrodisiakum geschätzt werden. Mit Fahrrad und Handkarren macht sich die kleine Expedition zu ihrem mühsamen Weg in der Hitze auf. Die Lehrerin, die Männer, die Kinder und wir bleiben zurück.

Jetzt ist die Zeit, den verbliebenen Kava, die berauschend wirkenden Wurzeln des Pfefferstrauchs aufzubrauchen. Bei Sonnenuntergang sitzen wir auf Nanisenis Buia um eine Plastikschüssel voll Kava zusammen. Über uns



Ein kleines und ein großes Boot.

leuchten die Sterne in der milden Tropennacht und die Männer stimmen die Gitarren.

Paeniu spielt alle unsere Lieblingslieder, denn schon bald nach der Ankunft des Versorgungsschiffes werden wir Kanton verlassen. Als der Kava schließlich ausgetrunken ist, holt Toanateiti ihren Mann Burannang ab. Er hat wie die meisten i-Kiribati im Dunkeln Angst vor Geistern und traut sich nicht, den Heimweg von 100 Metern alleine zu gehen.

In der Nacht ist die NEI MATANGERE am Außenriff vor Anker gegangen und seit dem Morgengrauen bringen die Landungsboote Hunderte Passagiere an Land. Es herrscht ungewohnter Trubel auf dem sonst so stillen Kanton. Nach der zwölfwägigen Überfahrt von Tarawa wollen die meisten Passagiere den kurzen Stopp nutzen, um Fisch zu fangen oder Wäsche zu waschen.

Die Platzverhältnisse auf dem rostigen und mit 600 Personen völlig überladenen Frachter sind katastrophal. Auf den Ladeluken, auf den Seitendecks, in den Gängen, überall haben die Passagiere ihre Schlafmatten ausgerollt. Es gibt kaum ein Durchkommen. Wasser ist knapp an Bord und streng rationiert. Das Essen ist eine Zumutung: jeden Tag nur eine dünne, wässrige Suppe mit Dosenmakrelen als Einlage. Kein Wunder, dass die Durchreisenden in der Lagune fischen, was das Zeug hält. Wir kennen diesen Einfall der Heuschrecken bereits vom letzten Besuch des Versorgungsschiffes vor drei Monaten.

Aber heute ist die Stimmung anders als sonst. Wir bemerken es sofort, als wir an Land gehen. Ein junger



Seegurken, eine der wenigen Möglichkeiten, Geld zu verdienen.

Mann ist in der Nacht völlig unvermittelt an Bord der NEI MATANGERE verstorben und sein Leichnam wurde im verfallenen Hangar aufgebahrt. Riino behagt es gar nicht, dass der Tote seine letzte Ruhe auf Kanton findet. Er fürchtet sich davor, dass der Geist des Verstorbenen in Zukunft ruhelos durch das Dorf streifen wird. Wir werden aufgefordert, an der Totenwache teilzunehmen und setzen uns in den Kreis der Trauernden. Der Verstorbene ist ein entfernter Verwandter von Bwete, was nicht weiter verwunderlich ist. Bei nur 110.000 Einwohnern im ganzen Land gibt es viele Menschen, die als Cousin bezeichnet werden. Reihum werden kurze Ansprachen gehalten und auch wir müssen eine Rede halten. In aller Eile wird der Leichnam auf dem kleinen Friedhof bestattet und bei Sonnenuntergang sind wir wieder alleine auf Kanton. Die NEI MATANGERE ist Richtung Christmas Island ausgelaufen. Für die Strecke von 1.000 Seemeilen wird sie nochmals zwei Wochen benötigen.

Allmählich dreht der Wind auf Südost. Ein untrügliches Zeichen, dass die Zyklonsaison im Südpazifik zu Ende geht. Wir können nicht mehr lange warten, denn auch bei uns an Bord gehen die Lebensmittel zur Neige. Die Zeit des Abschieds ist gekommen.

Unsere Freunde von Kanton bleiben in den windschiefen Hütten an der Pier, anstatt sofort wieder ins Dorf zu ziehen. Sie wollen die Zeit bis zu unserer Abfahrt gemeinsam mit uns verbringen. Niemand spricht aus, dass es wohl ein Abschied für immer sein wird.

Doch unsere Abfahrt verschiebt sich Tag um Tag, denn plötzlich ist der Wind fast völlig eingeschlafen, nachdem

er während vier Monaten extrem kräftig blies. In den Tagen der Flaute feiern wir jeden Abend ein Abschiedsfest mit Barbecue, Kava, Gesängen und Tänzen. Sicher ist sicher; möglicherweise ist der Wind schon morgen wieder zurück. Am Tag unserer Abreise besteht Nani-seni darauf, nochmals ein Schwein für uns zu schlachten. Niemals würde ein i-Kiribati einen Freund ohne ausreichend Essen und Trinknüsse auf eine Seereise gehen lassen. Nur mit Mühe können wir meinen Angel-Lehrmeister davon überzeugen, dass er das Schwein auf Kanton dringender braucht als wir.

Bei unserer Verabschiedung tragen alle große Sonnenbrillen und scherzen tapfer, was das Zeug hält. In Kiribati wird eben gelacht, wenn man sich wehtut, jemand stirbt oder man sich verabschieden muss. Mit dem Segen des Katechisten Paeniu fahren wir ein letztes Mal vom Strand zu LA GITANA. Der Anker kommt langsam, aber unaufhaltsam, wir setzen die Genua und segeln durch den Pass hinaus, durch den wir vor vier Monaten zu diesem vergessenen Atoll kamen.

Das ganze Dorf ist auf den höchsten Punkt der Insel am Ausgang des Passes gelaufen. Alle winken, bis wir uns nicht mehr erkennen können. So schwer ist uns noch nie ein Abschied gefallen. Als wir unsere Freunde aus den Augen verloren haben, wird uns klar, dass dies kein Abschied für immer sein darf. Schnell steht unser Entschluss fest: Wir werden in der nächsten Zyklonsaison nochmals nach Kanton segeln! Und dann werden wir LA GITANA mit all den Dingen vollladen, die die Menschen auf Kanton so dringend benötigen. ■